

Angst vor dem Fremden

Migrationsbewegungen rufen Ängste wach. Einst fürchtete sich «das Schweizer Volk» vor «lauten Italienern», später vor «Balkan-Rasern» und nun vor «qualifizierten Deutschen» und «ausländischen Managern», die abzocken. Die Ängste sind bei sozial Benachteiligten ausgeprägt, aber auch im «Mittelstand» und bei Begüterten verbreitet. Die Gründe sind vielfältig: finanzielle Knappheit, soziale Ungleichheit und Abstiegsgefahr. Hinzu kommt eine übergreifende Angst vor dem Fremden. Sie verstärkt das «Treten nach unten», bei dem Migrierte als «Sündenböcke» dienen. Was könnte helfen, diese Menschen weniger als Projektionsfläche zu missbrauchen?

Nach dem Zweiten Weltkrieg fuhr der Lift nach oben (Beck 1986). Breite Bevölkerungskreise verbesserten in der Schweiz ihre materielle Lage. Armut schien eine vernachlässigbare Restgrösse zu sein. Neue soziale Benachteiligungen äusserten sich in mangelnden Perspektiven. Dabei zeigte sich: Sinnkrisen können auch bei Begüterten zum Abstieg führen und Ängste auslösen. Allerdings hängt die Bewältigung von Krisen stark von eigenen Ressourcen ab. Dazu gehören nach Bourdieu nebst dem ökonomischen Kapital (Geld) auch das soziale Kapital (Beziehungen), das kulturelle Kapital (Ausbildung) und das symbolische Kapital (Prestige). Mit den rezessiven Einbrüchen der 1970er Jahre verschärfte sich die soziale Lage. Seither ist erstens die Erwerbslosigkeit gestiegen. Zweitens halten Teile der unteren Löhne mit den Lebenshaltungskosten nicht mehr Schritt. Drittens vernachlässigt das relativ gute System der Sozialen Sicherheit neue, verbreitete Lebensformen (von Alleinlebenden und Alleinerziehenden). Und viertens nehmen materielle Ungleichheiten bei den Vermögen und bei den verfügbaren Einkommen zu. Der rasche Wandel löst zudem Verunsicherungen aus. Die Ängste veranlassen nicht nur sozial Benachteiligte, sich zurückzuziehen oder nach vorne zu flüchten.

Halt im Autoritären

Soziale Benachteiligung bedeutet ein Manko an sozialer Sicherheit. Sie findet in der Schweiz inmitten des Reichtums statt. Betroffene erleben die Benachteiligung als Ausschluss. Das ist in stark individualisierten Gesellschaften besonders ausgeprägt. Soziale Benachteiligung erhöht die Morbidität und Mortalität. Das Risiko, schwer zu erkranken, vorzeitig zu sterben, einen Unfall zu erleiden oder Gewalt zu erfahren, ist für sozial Benachteiligte in jeder Lebensphase signifikant höher. Soziale Benachteiligung beeinträchtigt ebenfalls den Selbstwert. Eine Bewältigungsstrategie besteht darin, sich über andere Menschen zu erheben. Da bieten sich Migrierte an. Auch,

weil sie auf dem Arbeits- und Wohnmarkt als bedrohlich erscheinen, «kulturelle» Differenzen markieren und so Aggressionen wecken, die sich immer wieder verlagern.

In früheren Studien über soziale Benachteiligung (Mäder 1991 und 1999) fiel uns ein starker Rückzug sozial Benachteiligter auf. Viele fühlten sich für Verhältnisse verantwortlich, die primär gesellschaftlich verursacht sind. Sie erweckten den Anschein, alles sei in bester Ordnung. In unseren neueren Studien (Kutzner 2004 und 2009) über «working poor» und Sozialhilfeabhängige relativiert sich das Bild. Etliche Aussagen deuten darauf hin, dass sich Resignation mehr in Empörung verwandelt. Das mag mit den transparenter gewordenen Managerlöhnen und sozialen Ungleichheiten zu tun haben. Die Wut richtet sich wieder stärker nach oben, wo sich das Kapital trotz Finanzkrise munter weiter konzentriert. Die Wut und Verunsicherung erhöhen aber auch die Gefahr, Halt bei autoritären populistischen Kräften zu suchen. Das zeigt sich ebenfalls bei mittelständischen Kreisen, die mit der beruflichen Mobilität das Haushaltseinkommen nicht verbessern, sondern zunehmend verschlechtern. Fachleute, die finanziell absteigen, weil ihre aufwändig erworbenen Kenntnisse weniger gefragt sind, reagieren überaus verletzt. Sie sind besonders gefährdet, sich von Kampagnen vereinnahmen zu lassen, die Migrierte ausgrenzen.

Kritik am eigenen Schatten

In öffentlichen Debatten ist oft zu hören, der Missbrauch durch Migrierte ruiniere den Sozialstaat. Die «Mentalität der Selbstbedienung» verleite dazu, Leistungen ohne Bedarf zu beanspruchen. Trotz Schlagzeilen über spektakuläre Einzelfälle von «Sozialschmarotzern» ist der reale Missbrauch marginal. Laute Klagen lenken von besser Situierten ab, die Steuern umgehen. Eigene Verfehlungen werden dann gerne andern untergeschoben. Die Diffamierung von Migrierten und sozial Benachteiligten weist auch auf persönliche Ängste hin, Anforderungen nicht gewachsen zu sein. Die harsche Kritik richtet sich oft an die Adresse des eigenen Schattens. Wer das eigene Bedürfnis nach mehr Ruhe und weniger Leistungsstress tabuisiert, moniert gerne bei andern, was er sich selbst wünscht.

Rechtspopulistische Strömungen schlagen aus der Verunsicherung politisches Kapital. Alt Bundesrat Christoph Blocher sagt den Leuten «habt keine Angst» und macht ihnen Angst. Er schürt Verunsicherung und bietet Rezepte dagegen an: Wenn wir in unserer Schweiz die Zahl der Ausländer reduzieren, erhöhen wir die eigene Arbeitsplatzsicherheit. So Christoph Blocher am 26. März 2007 an der Universität Basel. Im Frühjahr 1999 betonte er auch, wie schlau seine Partei sei. Sie brauche nur ein wüstes Plakat von einem Messerstecher oder einem kriminellen Fremden zu projizieren. Die Medien würden dann den Rest besorgen und unablässig darüber berichten. Das sei beste Werbung.

Was indirekt ebenfalls zur Stigmatisierung von Migrierten und sozial Benachteiligten beiträgt, ist ein Verständnis, das die Gesellschaft auf ihr mechanisches Funktionieren reduziert. So jagen wir immer schneller in ungebremster Wachstumsdynamik scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten nach. Die «Multioptionengesellschaft» (Gross 1996) ruft dauernd Unruhe hervor. Die verdichtete Zeit bedrückt und treibt voran. Sie bindet und entfesselt Energie. Wer nicht mithält, ist out. Wir fürchten ständig, etwas zu verpassen. Langjährige Anstellungen weichen dem rasch kündbaren Job. Angebot und Nachfrage sind entscheidend. Rationales Kalkül ersetzt wertorientierte Normen. In der Arbeit mutiert der Statusvertrag zum Zweckvertrag. Im Konkurrenzgerangel übernehmen immer weniger Firmen öffentliche Aufgaben von universellem Interesse. Die Firmenkultur verlangt mehr Risiko und Flexibilität. Das führt zu biographischen Brüchen. Die geforderte Mobilität vermittelt ein schier fatalistisches Gefühl, externen Marktzwängen ausgeliefert zu sein. Wer den Anschluss nicht schafft, ist bald out. Die Angst, es könnte einen selbst treffen, kann dazu führen, vorsorglich Migrierte zu diskriminieren. Zudem sind wir von Kindesalter an gewohnt, von (vermeintlichen) Schwächen und Niederlagen anderer zu profitieren. Das unterläuft die Solidarität. So verschärft sich ein utilitaristisches Denken, das Menschen nach ihrer Herkunft und ihrem wirtschaftlichen Output taxiert und die wachsende soziale Kluft legitimiert.

Wer von Benachteiligungen und Diffamierungen betroffen ist, nimmt diese oft über lange Zeit hin. Sie motivieren nicht von sich aus zu Veränderungen. Der empfundene Mangel verstellt manchmal den Blick. Betroffene interpretieren zugeschriebene Defizite als persönliches Versagen, nicht als Unrecht. Wichtig ist die Vermittlung des Bewusstseins, dass eine missliche Situation kein Schicksal, sondern veränderbar ist. Der Hinweis auf gemeinsame Betroffenheit entlastet von persönlichen Schuldgefühlen, die bei Geprellten oft ausgeprägt sind. Sie empfinden ihre Ohnmacht als individuelle Schwäche. So lassen sich gesellschaftliche Probleme auf jene abwälzen, die unauffällig bleiben (wollen). Wer die Lage akzeptiert, läuft weniger Gefahr, beim Versuch etwas zu ändern, (nochmals) zu scheitern. Wer sich mit dem Vorhandenen abfindet, schützt sich gegen weitere Enttäuschungen. Die Angst führt zum Rückzug. Der Pakt mit dem Verzicht macht ihn aushaltbar. Dagegen hel-

fen Erfahrungen gelungener Lebenspraxis. Das Zutrauen in eigene Kompetenzen erfordert kleine Schritte. Sie zeigen, dass Veränderungen möglich sind. Wer so mehr Zufriedenheit generiert, projiziert seine Ängste weniger auf Dämonisierte. Dabei können auch Begegnungen mit Migrierten dazu beitragen, Fremdes besser zu verstehen.

Fremdes verstehen

Wenn wir fragen, wie wir Fremdes verstehen, unterstellen wir, dass es möglich ist, Fremdes zu verstehen. Aber verstehen wir Fremdes? Wenn Fremdes das ist, was wir nicht verstehen, müsste die Frage anders lauten. Es sei denn, wir verstehen Fremdes, indem wir es nicht verstehen. Dabei interessiert, wie kooperativ sich das Eigene und Fremde zueinander im Konflikt befinden. Wer die Dynamik zwischen dem Eigenen und dem Fremden verstehen will, muss das Eigene im Fremden und das Fremde im Eigenen entdecken. Dabei gilt das Eigene als das Vertraute und das Fremde, mit dem sich das Eigene im Widerstreit befindet, als das Unvertraute. Und mit «verstehen» ist der schwierige Versuch gemeint, einen andern Bezugsrahmen wahrzunehmen, um den «subjektiv gemeinten Sinn» (Max Weber) nachvollziehen zu können. Ob und wie wir Fremdes verstehen, hängt vom produktiven Umgang mit dem Konflikt zwischen dem Eigenen und dem Fremden ab. Das leuchtet wohl ein, so allgemein formuliert. Aber sind das eigene Vertraute und das fremde Unvertraute zwei klar trennbare Bereiche? Es gibt doch viel Fremdes im Vertrauten und Vertrautes im Unvertrauten.



Ueli Mäder ist hauptamtlicher Ordinarius für Soziologie an der Universität Basel und Professor an der Hochschule für Soziale Arbeit (FHNW). Er hat auch eine Grundausbildung in Psychotherapie und leitet das Nachdiplomstudium «Konfliktanalysen und Konfliktbewältigung».

Der Soziologe Georg Simmel verglich vor über hundert Jahren in seinem «Exkurs über den Fremden» den Fremden mit einem Armen. Beide, der Fremde und der Arme, befinden sich in der Gesellschaft drinnen und draussen. Nähe und Distanz gehören zusammen. Das Nahe ist fern, das Ferne nah. Wenn der Fremde über wenig materielle Ressourcen verfügt, muss er besonders mobil und flexibel sein. Die verordnete Ungebundenheit bedeutet Zwang. Sie ermöglicht aber auch eine Beweglichkeit, die Neid weckt und Vorurteile verfestigt. Wie sich Stereotypen vermindern lassen, diskutiert Allport in seinem Werk über «Die Natur des Vorurteils» (1954). Er zeigt, wie wichtig persönliche Kontakte sind. Sie können Vorurteile auflösen. Anders äussert sich Adorno in seinem Werk über die «Autoritäre Persönlichkeit» (1950). Er führt die Vorurteile mehr auf eigene Verdrängungen zurück, die psychoanalytisch anzugehen sind. Hilfreich ist eine differenzierte Synthese zwischen sozialer und kultureller Fremdheit. Die soziale Fremdheit thematisiert die ausgrenzende Nichtzugehörigkeit und verlangt eine strukturell wirksame Integration. Die kulturelle Fremdheit beinhaltet indes die Chance, Unvertrautheit durch Bewusstmachung und neue sinnliche Erfahrungen zu überwinden. Das Eigene und das Fremde sind jedenfalls eng miteinander verknüpft. Das Eigene ist keine feste Kategorie. Es besteht nicht aus einem inneren, quasi wahren Kern, den es zu entdecken gilt. Das Eigene entsteht prozessual und befindet sich stets im Wandel. Unser Ich ist ein werdendes Ich, das sich permanent verändert und nie ganz fassen lässt. Auch das Vertraute ist uns nie ganz vertraut. Es bleibt stets ein wenig unvertraut. Wenn wir uns ihm annähern, entdecken wir Fremdes. So wie wir im Fremden auch Vertrautes entdecken, wenn wir es nicht durch ausschliessende Grenzen festzurren, um unser eigenes Ich zu stabilisieren.

Nationalistische Sichtweisen zielen darauf ab, Grenzen aufzubauen, um sich über andere zu erheben. Doch die einseitig betonte Identifikation mit dem Eigenen zeugt von Unsicherheit. Sie bietet Halt, indem sie simplifiziert und pauschalisiert, statt differenziert. Das Fremde verkommt so zu einem selbst produzierten Konstrukt. Die Abgrenzung ermöglicht Zugehörigkeit zum scheinbar Nicht-Fremden. Es gibt aber auch eine andere Nähe durch Distanz. Durch Respekt vor dem Fremden, das sich uns stets entzieht und weder fassen noch vereinnahmen lässt. Sich fremd fühlen kann auch eine Form sein, die Nicht-Akzeptanz des Fremden nicht zu akzeptieren. Das Fremde bleibt fremd, indem es sich nicht identifizieren lässt. Auch das Verfremden sozialer Realitäten kann dazu beitragen.

Crainte de l'étranger

Les flux migratoires réveillent des craintes. Il y a quelques décennies, «le peuple suisse» avait peur des «Italiens bruyants», plus tard des «chauffards des Balkans» et maintenant il a peur des «Allemands qualifiés» et des «managers étrangers». Ces craintes sont répandues parmi les personnes socialement défavorisées, mais aussi dans la «classe moyenne» et parmi les personnes aisées. Elles sont liées à de multiples raisons: pénurie de ressources financières, inégalités sociales et risque d'être relégué. A ces éléments s'ajoute la crainte d'être envahis par les étrangers, ce qui incite à s'en prendre aux migrants qui servent de «boucs émissaires». Que pourrait-on faire pour que les migrants soient moins victimes de ces projections?

89

Wer Fremde unter Fremden trifft, mag erfahren, dass nichts Menschliches ihm fremd ist und Menschen gleichwohl soziale Wesen sind. Wenn wir zur Welt kommen, sind andere schon da. Das mag zu einer ersten narzisstischen Verletzung führen. Aber andere erleben Ähnliches. Und die zugelassene Fremdheit verbindet. Wer seine eigenen Ängste akzeptiert, findet eher Zugang zu andern, ohne sie dadurch ganz zu verstehen. So verbindet die Fremdheit, indem sie bestehen bleibt. Sie hilft, das andere Ich zu anerkennen. Die Akzeptanz setzt ein Ja zur Differenz voraus. Sie integriert die eigene Fremdheit und ermöglicht eine Vertrautheit, die Ambivalenzen zulässt und darauf verzichtet, Ordnung durch rigide Normierung oder Homogenisierung herzustellen. Anstelle des symbiotisch Nahen oder des hochstilisiert Anderen ermöglicht das Selbstverständnis, dass Grenzen nur teilweise überwindbar sind, eine Vertrautheit mit sich und andern. Die Akzeptanz der Pluralität anerkennt Widersprüche, ohne in eine beliebige Offenheit abzudriften, die alles offen lässt. Der Ausbruch aus früherer Zwangsgeborgenheit in der «Kuhstallwärme der Gemeinschaft» (Theodor Geiger) hat zu sachlicher Distanz geführt. Doch bei der angestrebten «Coolness» ist es heute vielen allzu «cool» geworden. Das kann die Bereitschaft fördern, neue Verbindlichkeit zu suchen. Dies allerdings aus freien Stücken. Im Sinne einer widerständigen Verbindung zwischen vertrauter Fremdheit und fremder Vertrautheit, die das Fremde im Eigenen und das Eigene im Fremden sieht und so ein wenig versteht.

Literatur

- Beck Ulrich, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1986.
- Bourdieu Pierre, Die feinen Unterschiede, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1982.
- Bourdieu Pierre, Das Elend der Welt, UVK, Konstanz 1997.
- Butterwege Christoph, Krise und Zukunft des Sozialstaates, VS, Wiesbaden 2006.
- Gross Peter, Die Multioptionengesellschaft, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1994.
- Kutzner Stefan, Mäder Ueli, Knöpfel Carlo, Heinzmann Claudia, Pakoci Daniel, Integration und Ausschluss: Sozialhilfe in der Schweiz, Rüegger, Zürich 2009;
- Kutzner Stefan, Mäder Ueli, Knöpfel Carlo (Hg.), Working poor in der Schweiz: Wege aus der Sozialhilfe, Rüegger, Zürich 2004.
- Mäder Ueli, Meier Claudia, Schmassmann Hector, Armut und Gesundheit, in: Bundesamt für Gesundheit (BAG), Gender-Gesundheitsbericht Schweiz 2006, EDI, Bern 2006, 74-83.
- Mäder Ueli, Streuli Elisa, Reichtum in der Schweiz, Rotpunktverlag, Zürich 2002.
- Mäder Ueli, Für eine solidarische Gesellschaft, Rotpunktverlag, Zürich 1999.
- Mäder Ueli, Biedermann Franziska, Schmassmann Hector & Fischer Barbara, Armut in Basel-Stadt, Social Strategies, Karger & Libri, Basel 1991.
- Georg Simmel, Exkurs über den Fremden, in: ders., Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Gesamtausgabe, Bd. 11, Frankfurt a.M. 1907, S. 764-771.